



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Franz Grillparzer

Keiter, Heinrich

Hamm i. W., 1891

V.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15085

Söhnchen Bela, sowie den Prinzen. Als sie verfolgt werden, flüchtet die Königin sich in einen Gang, in welchen einer der Verfolger, in der Meinung, es sei Prinz Otto, seinen Dolch wirft. Zu Tode getroffen sinkt die Königin nieder.

Als der König heimkehrt, bringt Bancbanus ihm die inzwischen überwundenen Aufriührer und fleht um Gnade für sie. Der König verzeiht ihnen, weil sein Söhnchen gerettet, und verbannt Otto, nachdem derselbe für Ernys Unschuld glänzendes Zeugnis abgelegt.

Natürlich liegt das ganze Interesse des Stückes auf der Gestalt des Bancbanus, der als getreuer Diener die schwersten Beleidigungen und die größte Schmach mit vollem Bewußtsein erduldet, bis sein Herr gesprochen. Man hat infolge dessen Grillparzer den „Dichter des Servilismus“ genannt und es als unnatürlich bezeichnet, daß ein Mann so handeln könne, wie Bancbanus es thut. Nun, wenn man sich auf den christlichen Standpunkt stellt — was Grillparzer allerdings nicht gethan hat — so scheint es uns recht wohl begreiflich, daß es solche Martyrer der Pflicht geben kann. Grillparzer beging nur den großen Fehler, daß er seinen Helden mit zu wenig männlicher Kraft ausstattete, daß er aus ihm einen noch ärgeren Schwächling machte, als Phaon und Jason es sind. Bancbanus mußte die schwersten seelischen Kämpfe durchmachen, ehe er sich entschloß, der Pflicht zu folgen; das wäre echt dramatisch gewesen. Ein Mensch, der gleichsam instinktiv das Rechte thut, paßt nicht zum Helden eines Trauerspiels. Die Gestalt befriedigt nicht, obgleich sie uns großes Interesse einflößt. Von den übrigen Personen fesselt uns nur noch Erny, die junge Gattin des unglücklichen Bancbanus.

Im Aufbau der Handlung war der Dichter nicht ganz glücklich. Der Selbstmord Ernys erscheint nicht genügend begründet, und der Tod der Königin, unwahrscheinlich an sich, wird durch eine Verwechslung hervorgerufen. Ebenso ist nicht recht klar, weshalb die hinter der Tapetenthür verborgene Königin so lange wartet, ehe sie Lärm macht.

V.

Das Schauspiel war von einigen Folgen für den Dichter. Nach der Aufführung ließ der Kaiser ihm den Wunsch aussprechen, in den Alleinbesitz des Drama's zu gelangen, damit es nie wieder auf der Bühne erscheine; es solle dem Dichter jede ihm genügend erscheinende Entschädigung gezahlt werden. Grillparzer ging auf den ihn verletzenden Antrag, welcher von der Voraussetzung ausging, daß die Rolle des Prinzen in dem Stücke sich mit der Ehre des Hauses Habsburg nicht vereinigen lasse, nicht ein und brachte sich damit dem Hofe gegenüber wiederum in eine schiefe

Lage. Wenige Monate später sollte er einen Mißgriff begehen, der ihn vollends in Ungnade brachte.

Der Kronprinz, von dessen geistigen Eigenschaften die Welt noch nicht überzeugt war, erkrankte schwer. Grillparzer, der durch und durch oesterreichisch und dynastisch gesinnt war, fühlte sich durch das der kaiserlichen Familie drohende Unglück tief bewegt und legte seine Empfindungen in einem Gedichte nieder, welches folgenden Vers enthielt:

Mag sein, daß höchster Geistesgaben Fülle
Dereinst umleuchtet Deinen Fürstenhut;
Wir forschen nicht, was Zukunft erst enthülle,
Des Einen sicher jezt schon: Daß Du gut.

Die Stelle ist zu schlimmen Mißverständnissen wie gemacht, obgleich sie aus loyaler Gesinnung hervorgegangen. Grillparzer fühlte das selbst, als er das Gedicht jedoch Freunden vorgelesen hatte und diese nicht allein nichts Anstößiges darin fanden, sondern geradezu auf Veröffentlichung drangen, legte er es der Censur vor, welche es ablehnte, ein Urtheil abzugeben und es zurückhielt. So gelangte es an den Kaiser und in zahlreichen Abschriften in die Oeffentlichkeit und führte völliges Zerwürfniß mit dem Kaiser und Kronprinzen herbei. Inzwischen hatte er, am 23. Januar 1832, die Stelle eines Archivdirektors bei der Hoffinanz erhalten, mit deren Gehalt von 1800 Gulden eine Zulage von 200 Gulden verbunden war. Als er sich nun um diese bei dem Kaiser bewarb, erhielt er sie nicht, und als er sich später, im Jahre 1836, nach einer Reise nach Paris und London, um die Stelle eines Universitätsbibliothekars bewarb, ward ihm ein anderer, ihm nachstehender Beamter vorgezogen. Grillparzer beklagt sich häufig in seiner Selbstbiographie über die ihm wiederholt widerfahrne Zurücksetzung; indessen sind Anzeichen genug vorhanden, welche zu der Annahme berechtigen, daß die Behörde mehrfach in der Lage war, für eben diese Stellen tüchtigere und eifrigere Beamte zu finden, als der Dichter einer war.

Am 3. April 1831 ging ein neues Stück des Dichters über die Bühne: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, welches die Sage von Hero und Leander zum Gegenstand hat. Auf den Inhalt brauchen wir nicht näher einzugehen, da Grillparzer die Entwicklung der tragischen Begebenheit, wie der Volksmund sie verzeichnet, genau beibehalten hat. Das Drama erinnert in Geist und Haltung durchaus an „Sappho“ und demgemäß auch an die Goethe'schen klassischen Schauspiele, der Eingang des Stückes ist sogar augenscheinlich der „Iphigenie auf Tauris“ nachgebildet. Aber das Stück hat viel mehr Farbe und jäh aufschlagende Leidenschaft. Es ist ein hohes Lied der Liebe, wie es ein Dichter singt, der sich frei weiß von christlichen Grundsätzen. Unverkennbar liegt in der Darstellung des Dichters ein Protest gegen das katholische Klosterleben, wenn er

auch in die Formen antiker Religionsanschauung eingekleidet ist, ein Protest gegen das Gelübde völliger Entfagung, das die gottgeweihten Jungfrauen ablegen. Aber trotz der heidnischen Gesinnung, die das Ganze durchströmt, fühlen wir uns hingerissen von der echt dichterischen Blut der Empfindung und dem Zauber der Sprache. Der dritte Aufzug, in welchem Hero und Leander zum ersten Male zusammen kommen, gehört zu dem Schönsten, was Grillparzer je geschaffen.

Die Charaktere bieten uns nichts neues. Hero ist eine etwas höher gehaltene Melitta, Leander ist Phaon durch und durch. Die auf den ersten Blick so machtvoll in Leander emporflammende Leidenschaft haben wir schon bei Jason und Medea erfahren; Leander zeigt anfangs dasselbe schweigende Benehmen, das wir schon bei Medea, bei ihrer ersten Begegnung mit Jason konstatierten.

„Des Meeres und der Liebe Wellen“ fand eine sehr freundliche Aufnahme. Auch heute noch gehört es zu den am meisten gegebenen Stücken des Dichters.

Jetzt nahm Grillparzer wieder ein bereits im Jahre 1817 begonnenes und 1825 fortgesetztes Drama: „Der Traum ein Leben“, zur Hand, um es im Jahre 1831 zu vollenden. Die Aufführung erfolgte jedoch erst am 4. Oktober 1834. „Der Traum ein Leben“ ist ein dramatisches Märchen, welches in einem prächtigen Bilde den Grundgedanken verherrlicht, daß ein stilles, friedliches Los das beste sei. Ruztan, ein feuriger junger Landmann, will Oheim und Braut verlassen, um in die Welt zu gehen und sich kriegerische Ehren zu erwerben. In der Nacht vor seiner Abreise hat er aber einen langen ereignisvollen Traum, in welchen die ihm nahestehenden Personen hin und wieder hineinspielen. Eben dieser Traum bildet den Hauptinhalt des Stückes. Er zeigt uns, wie Ruztan durch Duldung einer ihm günstigen Unwahrheit zu hohen Ehren gelangt, wie er, um diese festzuhalten, selbst zum Lügner und Mörder wird und endlich, auf der Höhe seiner Macht, vom Sturz in die jähe Tiefe bedroht wird. Da erwacht er, und findet als das Ergebnis seines wüsten Traumes:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel.
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.

Der Grundgedanke findet eine prächtige Verkörperung. Die Handlung, welche Grillparzer in Voltaires Erzählung: „Le blanc et le noir“ vorgezeichnet fand, ist kühn entworfen und schreitet in rascher Bewegung vorwärts. Jede Scene ist voll echt

dramatischem Leben und mit packender Frische ausgeführt. Die Entwicklung Rustans vom thatendurstigen Feuerkopf zum Lügner, Betrüger und Verbrecher ist ausgezeichnet dargestellt; sein böser Genius, Zanga, ist ein meisterhaft ausgebildeter Charakter.

Grillparzer hatte nun bereits eine Reihe dramatischer Dichtungen geschaffen, die ihn den besten Dramatikern aller Völker gleichstellen. In Oesterreich war sein Ruhm weit verbreitet, und mit Stolz nannten seine Landsleute ihn ihren Dichter. Aber die Beliebtheit seiner Schauspiele stand zu seinem Ruhm nicht in geradem Verhältnis. In Wien, an der Geburtsstätte seiner Dichtungen, erschienen sie nicht häufig auf der Bühne; hinten in Deutschland aber kümmerte man sich wenig um den österreichischen Shakespeare, sah seine Schauspiele kaum im Theater und ließ die Buchausgaben seiner Werke unbeachtet. Das grämte den Dichter sehr, obgleich er sich ob der mangelnden Anerkennung seitens seiner Zeitgenossen mit mancher jetzt strahlenden Größe hätte trösten können. Aber Grillparzer's Muse wollte, wie er selbst sagt, unerschmeichelt und gehätschelt sein; sie kam nicht zur rechten Freude des Daseins, wenn ihr die Anerkennung fehlte. Darum mußte ein Schlag, wie er ihn im Jahre 1838 traf, dem Dichter alle Lust am Schaffen nehmen und ihn mit Bitterkeit gegen Kritik, Litteratur und Publikum erfüllen.

Er brachte das Lustspiel: „Weh dem, der lügt“ auf die Bühne und erlitt eine schwere Niederlage, welche durch den offenkundigen Hohn und die Spottlust des Publikums noch verschärft wurde. Die Zuschauer vergaßen, daß ein von ihnen hochverehrter Dichter der Verfasser des so sehr mißfallenden Stückes war, und zischten und piffen nach Herzenslust. Allerdings mußte der Stoff des Lustspiels sie ganz fremdartig anmuten. Der Dichter führte ihnen merkwürdige Gesellschaft vor, die an Sonderbarkeit nicht das Geringste zu wünschen übrig ließ. Die Handlung spielt zu jener Zeit, wo Heidentum und Christentum in Germanien sich eben berührten. Held ist der Küchenjunge eines Bischofs, Leon, der sich zur Aufgabe gesetzt, den von barbarischen Germanen gefangen gehaltenen Neffen des Bischofs zu befreien, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun. Aber trotz aller Schlauheit muß er, um sein Ziel zu erreichen, zur Lüge seine Zuflucht nehmen. Nebenpersonen sind der kindisch-eigenwillige Neffe des Bischofs, ein barbarischer Edeling mit seiner naturwüchsigen Tochter und ihr halb idiotischer Bräutigam. Wahrhaft groteske Figuren! Das Lustspiel ist indessen durchaus nicht verfehlt, in den Charakteren steckt eine große komische Kraft, die indessen nur durch eine sehr gute Darstellung hervorgehoben werden kann, da die Figuren sonst zur Karikatur herabsinken. In neuerer Zeit ist das Stück im „Deutschen Theater“ in Berlin mit großem Erfolge gegeben worden. Gewiß hat es bei jener ersten Auf-

führung in Wien an einer guten Besetzung gefehlt; und damit mußte das Lustspiel fallen.

Der Dichter fühlte sich durch die über alle Maßen ungünstige Aufnahme eines Stückes, das ihm ans Herz gewachsen war, tief verletzt und zog sich nunmehr völlig in sich zurück und gab als grollender Achilleus nur auf dem Papiere seinen Gedanken Ausdruck. Er schaffte und studierte unablässig, ohne indessen Bedeutendes hervorzubringen. Mit scharfem Auge betrachtete er den Fortgang der Weltbegebenheiten, las philosophische und dichterische Werke und räsionierte wie ein übelleser Junggehilfe über alles, was ihm nicht gefiel, d. h. so ziemlich über alles. In seinem Nachlaß fanden sich auf Hunderten von Zetteln Urteile und Gedanken, die häufig höchst schrullenhaft und vielfach ungerecht, meist aber originell sind. Der positiven Religion zeigt er sich völlig abgewendet, der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen, vornehmlich dem Papsttum, durchaus feindlich. Den Gottesglauben läßt er bestehen, hält aber alle Religionen für Menschenwerk, ja sogar für das Werk von Weibern und Kindern. Ueber die biblischen Bücher, besonders die Bücher Moses, spricht er in verächtlicher Weise; die „Pfaffen“ und Proselytenmacher werden mit Schimpfnamen belegt; das Mittelalter und den Katholizismus nennt er „Brutalität, gemildert durch Absurdität“, das Papsttum ist ihm eine brutale und unsinnige Zwangsgewalt, es zu verteidigen scheint ihm eine Schändlichkeit oder Verrücktheit.

Andererseits wollte er auch vom Protestantismus nichts wissen; derselbe habe das Christentum als Religion von Grund aus und unwiderbringlich zerstört — ein Satz, der, je nachdem man ihn versteht, ebenso richtig wie falsch ist. Die neue ungläubige Philosophie, besonders die Hegel'sche, war ihm verhaßt; er drückt sich sehr abfällig über sie aus.

Allerdings gab es für den griesgrämigen Dichter kaum etwas auf der Welt, das ihm Freude machte. Von der deutschen Litteratur hielt er nicht viel. Unsere Klassiker sind ihm „Bildungsdichter“, welche gegen die Ursprünglichkeit Shakespeares und der Spanier nicht aufzukommen vermögen; die mittelhochdeutsche Poesie vergleicht er mit dem Wasser aus Wegspuren und Lachen, die Volkslieder mit Feld- und Wiesenblumen, die man in einem Rosen-, Nelken- und Liliengarten als Unkraut ausraufen würde; das junge Deutschland ist ihm schlechtweg eine Verrücktheit.

Daß bei einer solchen unzufriedenen Gesinnung die Welt an sich und die Menschen ebenso schlecht wegkommen, ist natürlich. Zahlreiche bissige Epigramme geben seiner feindseligen Stimmung Ausdruck. Den freiheitlichen Bestrebungen jener Tage stand er bis zum Jahre 1848 nicht gerade abwehrend gegenüber. Ein Gegner der Konstitutionen war er nur insofern, als er ihre erste

Einführung für gefährlich hielt. Die polizeilichen Bevormundungen des Metternichschen Systems erregten seinen ganzen Zorn, zumal sie ihm durch die Censur manche Unbequemlichkeiten bereitet hatten. Als jedoch das Jahr 1848 in seinem ungemessenen Freiheitsdrange den Thron und die Dynastie in Gefahr brachte, der Hof sich flüchten mußte und greuelvolle Thaten geschahen, da erwachte in ihm der konservative Geist, zu welchem sein stark ausgeprägter, alles neue hassender Egoismus ihn besonders befähigte und seine treue Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus. Wieder schleuderte er in der Stille bissige Epigramme — allerdings ein unschuldiges Vergnügen! — in denen er sich über die neuen Freiheitsdichter lustig machte und den Freiheitsdrang zu diskreditieren suchte, indem er behauptete, er ergreife am meisten Lumpen. Schließlich war ihm nichts erwünschter, als die Wiederherstellung des status quo ante. Nach 1848 waren ihm alle Bestrebungen sehr unsympathisch, welche darauf hinausliefen, eine Einigung Deutschlands mit Preußen an der Spitze herbeizuführen, bei einem so warm empfindenden Oesterreicher, wie Grillparzer es war, eine sehr erklärliche Gefühlsregung. Deutschland besaß überhaupt keine Liebe nicht. „Ich bin froh, ein Deutscher zu sein,“ sagt er, fügt aber hinzu: nicht als ob er die Nation so hoch stelle, eher das Gegenteil, „aber der Deutsche habe die wenigsten Vorurteile. Das ist sein Vorzug, aber vielleicht sein einziger.“

Grillparzers äußere Lage gestaltete sich in den vierziger Jahren immer glänzender, ihn selbst befriedigte sie freilich nicht. Sein fünfzigjähriger Geburtstag ward unter der herzlichsten Anteilnahme des ganzen gebildeten Oesterreich gefeiert und Ehren über Ehren ergossen sich über ihn. Als indessen die Stelle eines Hofbibliothek-Direktors frei wurde, welche ihm sehr angenehm gewesen sein würde, wurde er zweimal übergangen und einmal der Dichter Salm — Freiherr von Münch-Bellinghausen — ihm vorgezogen. Ihn selbst entschädigte man mit einer Gehaltszulage von 300 Gulden. Als Dichter schätzte man ihn hoch, als Beamten mochte man ihn nicht. Im Jahre 1849 wurde ihm das Ritterkreuz des Leopoldsordens, eine außergewöhnliche Auszeichnung, verliehen und am 5. Mai 1850 überreichten ihm Ministerium und Armee aus Anlaß eines mit Begeisterung aufgenommenen Gedichtes auf Radetzky einen prachtvollen Ehrenpokal. Daß in derselben Zeit Heinrich Laube auch Grillparzers Stücke von neuem auf die Bühne brachte, freute den Dichter wenig, er konnte nicht vergessen, daß ihn das Publikum bei der Aufführung des Lustspiels: „Weh dem, der lügt,“ so schlecht behandelt hatte. Er schuf deshalb auch nur wenig in dieser Zeit, und was er hervorgebracht, mag sich mit seinen früheren Schöpfungen nicht messen. Das Trauerspiel: „Die Jüdin von Toledo“ kann trotz großer Schönheiten im einzelnen nicht befriedigen; das roman-

tische Schauspiel: „Libussa“ wirkt geradezu langweilig, und das historische Schauspiel: „Ein Bruderzwist in Habsburg“ kann nur als verfehlt bezeichnet werden, obgleich einzelne Gestalten, namentlich Kaiser Rudolf, meisterhaft charakterisiert sind. Vielversprechend ist dagegen das Fragment „Esther“, von welchem Grillparzer nur einen sehr kleinen Teil hinterließ. Auch auf novellistischem Gebiete versuchte sich unser Dichter, der bereits 1828 die unbedeutende Erzählung: „Das Kloster bei Sendonir“ veröffentlicht hatte, durch die 1847 in der „Zris“ erschienene Novelle: „Der arme Spielmann,“ welche einen sehr einfachen Stoff anziehend behandelt.

Im August 1843 machte Grillparzer eine Reise nach Griechenland, welche indessen durch die in Athen ausbrechende Revolution in unangenehmer Weise gestört wurde; im Herbst 1847 besuchte er Berlin und Hamburg, ohne die gehoffte Erholung und Zerstreuung zu finden.

Das war seine letzte Reise. Zwei Jahre später zog er zu seiner Braut, welche mit ihren beiden Schwestern zusammenlebte, und ließ sich von den ihn hoch verehrenden Damen bis zu seinem Tode pflegen. Das Jahr 1853 brachte ihm wieder hohe Ehren: König Max von Baiern verlieh ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael und den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft. Im Jahre 1856 ward er als Archivdirektor mit vollem Gehalt (2400 Gulden) und dem Hofrattitel pensioniert und 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Reichsrats ernannt, wo er, natürlich im liberalen Sinne, im Jahre 1868 an den Beratungen über das Konkordat sich beteiligte und damit die Begeisterung der kirchenfeindlichen Presse der Kaiserstadt wachrief.

Die Ereignisse des Jahres 1866 beugten den begeisterten Patrioten, der immer mit Besorgnis das Wachsen der preussischen Macht beobachtet hatte, schwer und die Erfolge des deutschen Heeres im Kriege 1870-71 erfreuten ihn ebensowenig, wie die Wiederbelebung des deutschen Reiches.

Der achtzigste Geburtstag des Dichters wurde in Oesterreich wie ein nationaler Freudentag begangen. Zahlreiche Deputationen von Vereinen und Städten wünschten ihm Glück; der Kaiser verlieh ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens, mit welchem ein jährliches Einkommen von 3000 Gulden aus der Privatkasse des Monarchen verbunden war; ein Ehrengeschenk von 20 000 Gulden wurde ihm überreicht, von welchen er 10 000 für eine Stiftung zur Hebung des Dramas bestimmte, und am Vorabende seines Geburtstags fand im Musikvereinssaale eine Festversammlung statt, die alle glänzenden Namen der Kaiserstadt und viele von außerhalb zu seinen Ehren vereinigte. Mit dem Dichter feierte man bei dieser festlichen Gelegenheit zugleich den Menschen; denn Grillparzer war ein Ehrenmann in des

Wortes bester Bedeutung und bei aller Schroffheit und Unnahbarkeit von milder Gesinnung.

Ein Jahr darauf, am 20. Januar 1872 starb der Dichter eines sanften Todes. Er starb unerwartet, und ein Priester, der schleunigst herbeigerufen wurde, fand ihn bereits entseelt vor. Sein, auf Staatskosten veranstaltetes Begräbniß gestaltete sich zu einer Trauerfeier, wie sie niemals vorher und nachher einem deutschen Dichter gewidmet worden ist. Hunderttausende folgten seinem Sarge; die höchsten Persönlichkeiten hatten ihre Vertreter gesandt, und aus allen Teilen Oesterreichs und Deutschlands waren Deputationen mit kostbaren Kränzen erschienen. Er ward zu Grabe getragen, wie ein Fürst, er, dessen Name überall genannt wurde, dessen Dichtungen aber nur wenig populär waren.

Heute genießt Grillparzer, obgleich seine Dichtungen in weiten Kreisen immer noch wenig bekannt sind, eines unbestrittenen Ansehens als einer der größten deutschen Dichter; seine Dramen werden, so oft sie auf der Bühne erscheinen — es geschieht jetzt häufiger als in den letzten zwanzig Jahren — mit begeistertem Beifall aufgenommen, und so geht seine selbstbewußte Prophezeiung allmählich in Erfüllung:

Will unsere Zeit mich bestreiten,
 Ich laß es ruhig geschehen;
 Ich komme aus anderen Zeiten
 Und hoffe in andere zu gehen.

